

Farbige Raumkunst

Autor(en): **Baur, Albert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **8 (1911)**

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748573>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gestellt ist, einer Treue, die der Mann selber zu halten sich nicht verpflichtet glaubt; so das übermütige „Abschiedssouper“, in dem die tragikomische Situation Anatols, der sein bisheriges Verhältnis lösen will und dann doch von der Eifersucht auf den neuen Liebhaber seines Mädchens so schwer geplagt wird, köstlich persifliert ist. Otto Brahm, der Leiter des Berliner Lessingtheaters, ist dann in letzter Saison noch weiter gegangen und hat fünf dieser Szenen zu einem Theaterabend zusammengebunden, der so großen Beifall sich errang, dass das Beispiel sofort an verschiedenen Bühnen Nachahmung fand. Zu den zwei genannten Dialogen fügte er noch hinzu „Weihnachtseinkäufe“, in dem das Idealbild des süßen Mädchens, wie es dann in der Christine der „Liebelei“ seine eigentlich klassische Gestaltung gefunden hat, mit wenigen meisterlichen Strichen skizziert wird, so lockend und so herzlich, dass die vornehme Frau, der Anatol dieses Porträt entwirft, von Neid auf dieses stille, tiefe Glück erfüllt wird. Sodann die Szene „Episode“, die so ironisch ausführt, wie derartige Liebesepisoden unter Umständen beim Mann einen viel stärkeren Nachhall hinterlassen als bei der Frau, die sich für kurzen Genuss geschenkt hat; die Komik besteht dabei noch darin, dass es sich hier um eine Zirkusdiva handelt. Schließlich, als etwas derbes Finale, „Anatols Hochzeitsmorgen“ mit der heißblütigen Ungarin, die den Geliebten frei geben muss, weil er, ungern genug, nun eben in den Hafen der Ehe einläuft.

Die durch und durch künstlerische Haltung dieser kleinen Szenen sichert ihnen einen bleibenden Platz in der Literatur. Für das Wien, in dem Schnitzler aufwuchs und seine Prägung erhielt, stellen sie überdies Kulturdokumente dar, um so wertvollere, als das heutige Wien, wie Kenner behaupten, über diese Anatol-Lebensatmosphäre hinausgewachsen ist. Vom ethischen Gesichtspunkt aus gewiss nicht zu seinem Schaden.

ZÜRICH

H. TROG



FARBIGE RAUMKUNST

Im Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart hat Dr. C. H. Baer ein umfangreiches Werk erscheinen lassen, das 120 Entwürfe für Innenräume moderner Architekten in farbiger Ausführung umfasst. Die Einführung des Autors betont die Notwendigkeit eines solchen Werkes, da die gute Raumwirkung, die der Architekt geschaffen, oft irgend einem Dekorateur zur farbigen Behandlung überlassen und dabei gänzlich zerstört wird. Sehr überzeugend wird die Grundlage harmonischer Farbwirkung klargelegt.

„Die Theorie, dass Farben um so besser zu einander stimmen, je mehr sie sich gegenseitig zu grau ergänzen, das heißt, je mehr sie in einem Farbkreis einander entgegengesetzt sind, ist weder von der Natur noch von der gesamten Künstlerschaft je befolgt worden; sie hat auch bei der farbigen Ausgestaltung der Räume ihre Unhaltbarkeit bewiesen. Es ist allerdings durchaus möglich, dass zum Beispiel ein Zimmer in Grün und Rot harmonisch wirkt, aber nur dann, wenn in den beiden stark kontras-

tierenden Farben ein gemeinsamer, verbindender Grundton fühlbar wird. Denn der Mensch ist, obwohl er Gegensätze zweifellos liebt, doch für solche Eindrücke am empfindlichsten, die trotz ihrer Gegensätzlichkeit sich auseinander entwickeln oder wenigstens in Beziehung zu einander stehen. Andererseits darf der Grundton nicht allzu ausgesprochen hervortreten. Die scheinbare Harmonie zwischen dem warm hellgelben Holzwerk eleganter Möbel und der kaltgelben Wandbespannung, vor der sie stehen, wird nie angenehm, höchstens vornehm starr empfunden, und kann leicht durch irgend eine, von draußen hereingetragene Farbe des Lebens empfindlich gestört werden. Heben sich jedoch warm gelbliche Möbel von indigoblauer oder indischroter Wand ab, entsteht durch den Zusammenklang dieser verschiedenen aber verwandten warmen Töne, die alle gleichermaßen durch einen Stich ins Rotgelbe charakterisiert sind, eine Einheit in der Vielheit, die fest zusammenhält und selbst durch eine Menge leuchtender Farben, wie von bunten Blumen oder festlichen Frauengewändern, niemals in einen Missklang verwandelt zu werden vermag. Gegensatz und innere Verwandtschaft bedingen demnach die farbige Harmonie eines Raumes; bald wird das eine, bald das andere vorherrschen, bald halten sich beide die Wage, fehlen aber darf keines von beiden.“

Ohne jeden Zweifel ist es durchaus richtig, dass der farbige Akkord eines Raumes nicht so laut sein darf, dass er nicht durch Blumenschmuck oder durch ein Gemälde beherrscht werden kann. Denn nur die Wandelbarkeit in der Stimmung der Räume macht sie recht wohnlich, verhindert, dass wir ihrer je überdrüssig werden. Es ist daher als ein Glück zu bezeichnen, dass die ausgeführten Räume in ihrer farbigen Erscheinung niemals so hart und knallig wirken, wie es nach den aquarellierten Entwürfen, die hier veröffentlicht sind, scheinen möchte.

Neben deutschen sind auch englische, österreichische und finnische Architekten mit ihren Entwürfen vertreten; da sich diese anscheinend über einen größeren Zeitraum erstrecken und zum Teil nahe bis an die Zeit des Jugendstils zurückgehen, ist es beinahe ein Wagnis, eine stilistische Untersuchung über die verschiedenen Länder und Städte zu versuchen, die berücksichtigt worden sind.

Die Engländer streben nach einer Wohnlichkeit, die dem Idyll nahesteht. Sie vermeiden das Schwere und Würdevolle und ziehen einer kühl vornehmen Farbgebung eine kindliche Buntheit vor, die nichts verletzendes hat. Nicht durch eine eiserne Logik erfassen sie die Form, sondern durch ein dilettantisches „Es geht auch so“. Eine Frucht dieses unschuldigen Dilettantismus sind die namentlich gern aus dem italienischen Quattrocento zusammengepflückten historischen Reminiszenzen.

Der Berliner liebt das Repräsentative, das Standesgemäße. Nach allerneuesten Arbeiten, die verschiedene Fachzeitschriften publiziert haben, noch mehr als nach dem vorstehenden Werke geht er in seinen Formen oft wieder auf das Barock oder auf die barockartige Ausgestaltung des Empire, wie sie sich etwa in Russland findet, zurück. Er liebt entweder schwere dunkle Farben oder so helle, dass sie an hygienische Räume erinnern. Bruno Paul ist der mäßigste und vornehmste der Berliner Innenarchitekten; die andern wollen ihn übertreffen und fallen dabei in allerlei Extreme.

Der Wiener ist der elegante Logiker. Indem er das unumgänglich Notwendige korrekt gestaltet, indem er die Dinge auf ihre einfachste Formel

zurückführt und ebenso einfach aber auch ebenso mit der erlesensten Eleganz ausschmückt, gibt er einer weltmännischen Sicherheit Ausdruck. Er ist frei von jeder historischen Anlehnung, frei von jeder Willkür. Seine Räume scheinen oft etwas kalt; er darf das wohl wagen, weil er sicher ist, dass sie mit warmblütigem Leben erfüllt werden. Wie sehr Professor Joseph Hofmann in dieser besondern Richtung des Kunstgewerbes als Klassiker gelten kann, bewies er neuerdings durch Einrichtung des österreichischen Pavillons auf der internationalen Kunstausstellung in Rom, dem einzigen, der als solcher Kunstwert hat.

Zwischen diesen beiden Arten der Raumkunst pendeln die andern deutschen Städte. Die Hansastädte nähern sich in ihrer ruhig sachlichen Art merkwürdigerweise eher den Wienern als den Berlinern oder den Engländern, mit denen sie sonst viel Kulturgemeinschaft haben. Dresden geht fast überall mit Berlin parallel. München ist die Stadt, wo man viel experimentiert; die Innenräume, die dort geschaffen werden, sehen merkwürdig nach Ausstellung aus. Aber im allgemeinen zeigt sich überall eine flotte Bewegung nach vorwärts, der es nur etwas an festen Zielen und an sicherer Erkenntnis der Zeit mit ihren Forderungen mangelt. Ob es damit bei uns besser oder schlechter steht, das wird die dritte Zürcher Raumkunstausstellung nachweisen, die in wenigen Wochen eröffnet werden soll.

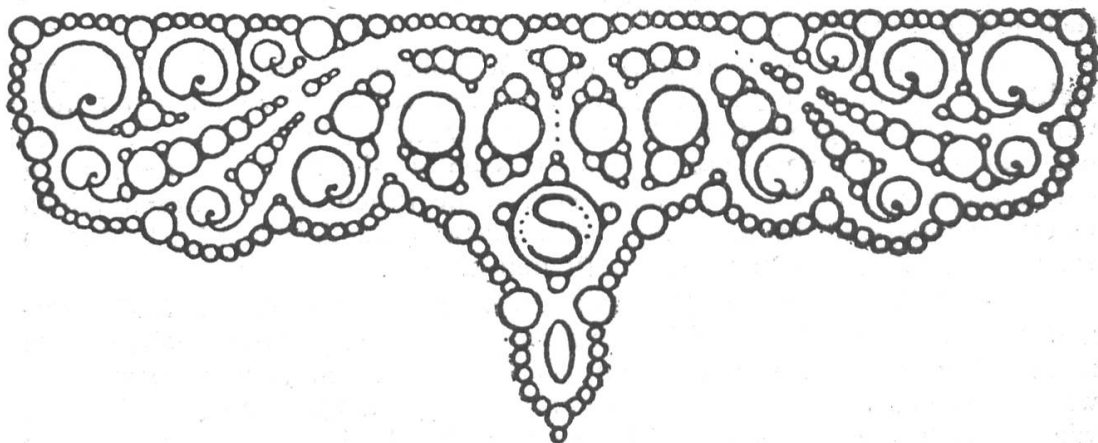
ZÜRICH

Dr. ALBERT BAUR



BERICHTIGUNG

In dem Aufsatz: „Gibt es eine Moral?“ (Nr. 15, S. 226, Zeile 10—12 von oben) muss es heißen, statt: „... das absolute Gegenteil dessen usw.“, vielmehr „... *in* das absolute Gegenteil umschlagen und das, was usw.“



Nachdruck der Artikel nur mit Erlaubnis der Redaktion gestattet.
Verantwortlicher Redaktor Dr. ALBERT BAUR in ZÜRICH. Telephon 7750